

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

213 (12.9.1928) Die Mußestunde

Das neue Bad Langensteinbach nahm rasch einen bedeutenden Aufschwung. Zahlreiche Badesäfte aus allen Ecken der Bevölkerung fanden sich ein, und Ernst Julius Lehmann konnte bereits nach ein paar Jahren, als er 1722 Langensteinbach mit seinem Besuche besuchte, berichten: „... als ich vor sechs Jahren erstmals eine Reise ins Bad machte, war schon damals der Zusammenfluß von Menschen so häufig, daß ich mehr als 60 zählte. Auf künstlichen Vorarbeiten erbob ihre Kräfte die Heilquelle aus genauester Vorrichtung und von dem wir zwei Druckstufen mit der Anzeige von mehr als 50 allfälligen Kurzen von 1727 bis 1732 bestanden.“ Das „Magazin von und für Baden“, I. Band (Karlsruhe 1802) nimmt auf Seite 139 von dieser Tatsache Kenntnis und bemerkt dazu: „Außerst reines Quellwasser, die Badquelle zu Langensteinbach. Note. Der vormalige k. k. Geheimrat Hofrat und Leibarzt Dr. Textor hat die Quelle chemisch analysiert und über den Gebrauch des Bades ein Traktat geschrieben. Der Verfasser läßt sich in dieser seltenen und interessanten Schrift, die in „Carlsruhe (gedruckt bei Andreas Jacob Majhenbauer) hochfürstl. Maragräf. Baden-Durlachischen Hof- und Cantien-Buchdr. MDCCXXVII“ (1727) erschienen ist, u. a. wie folgt vernehmen: „Es ist diese sonderbare Medizin das Langensteinbacher-Geundwasser / welches nahe bei einem Dorf dieses Namens / eine Meil Weg von der Stadt Durlach / in der hochfürstl. Maragräfisch Baden-Durlach / häufig und in großem Ueberfluß aus der Erde entspringt / und durch vielfältige herrliche Curen würdlich zu großer Renommée gelangt.“ Die Widmung, mit der Johannes Vitotus Textor sein Buch dem Markgrafen Karl Wilhelm überreichte, hat nachstehenden Wortlaut: „Es ist eine bekannte Sache, daß Euer hochfürstl. Durchleucht Fürstentume und Lande so wohl an erwinlicher Fruchtbarkeit / als vielen andern Glückseligkeiten und Vortheilen der Natur / von Gott begabet seind: darunter nicht die geringste ist der berühmte Gesund-Brunnen zu Langensteinbach / welcher durch so viele herrliche Proben sich an schon in angefangenen Vesten, und dahero beides von inländischen als fremden Personen bereits allfährlich eine annehmliche und sehr reiche Frequenz sich zuwenden gebracht.“

Auch Johann Kaspar Malisch ließ 1728 ein Büchlein erscheinen dem er den hochtrabenden Titel „Nütziger Nüchtere Reue“ („Noctium vaciarum lucerna secunda“) gab, in welchem die Geschichte der Heilquelle, so zu Langensteinbach steht, einem Dorf im Amt Pforsheim, drei Stunden von Durlach, ebenjoweit von Pforsheim, vier von Karlsruhe entfernt, in der Markgräflich Baden-Durlach gelegen, beleuchtet wird.“ Der damaligen Gelehrtenmode entsprechend hat der Verfasser den Namen des Dorfes Langensteinbach sowohl auf griechisch wie lateinisch wiederzugeben versucht, und es mißet uns heute merkwürdig genug an, wenn wir unser gutes, altes Langensteinbach als „Macrolithorhoca“, bzw. „Langenstein-bacum“ antreffen ...!

Unter der Serviette

Von Maurice Delobre

André Collin und ich sind die besten Freunde. Zwischen uns gibt es weder Neid noch Eifersucht oder Nebenbuhlerschaft. Er ist verheiratet. Ich bin Junggeselle. Er geht zur Börse. Ich importiere Jamaika-Rum. Er liebt die Blondes, ich bevorzuge die Braunen. Kurz gesagt: Das Leben lächelt uns mit seinen weinendbreitigen Lippen an. André ist seit vier Jahren verheiratet. Eine Liebesbeirat, die im Handumdrehen während eines Sommeraufenthaltes in La Baule geschloßen wurde. Sein Frauchen Solette ist hübsch, vital, kernig. Ein Meister Fräulein in malvenfarbenen Eweater. Vier Jahre lang hat André unerhittliche Treue bewahrt. Doch die Treue der Ehemänner ähnelt einer Katze, die mit der

ich merke, daß ihn der Wunsch bemalt, eine Ehe- und Verlobungs-Dokumente zu unterschreiben. Daffir hatte ich unlängst den Beweis. „Höre mal, mein Lieber... Solette will eine Woche bei ihrer erkrankten Mutter in Périgueux zubringen. Da ich nun aber keine Geheimnisse vor dir habe, gesteh ich dir, daß ich mich in dieser Zeit ein wenig amüsieren will... Natürlich nichts Ernsthaftes... Eine vorübergehende Sache... Nicht einmal das! Eine Blütenmelodie zwischen zwei Blüten.“ „Geniere dich nicht, los... Solche kleine Blütenmelodien bedeuten für die Ehe das, was die Sicherheitsventile für die Lokomotiven sind. Aber achte mit, dir zu sagen: Das, was du vor hast, ist im Prinzip verwerflich, und du müßtest keine schlechte Aufführung schon dieses Gemiffens wegen in irgend einer Form haben.“

„Daran habe ich auch bereits gedacht...“ „Wenn ich dem Mitternachtsdämon tatsächlich unterliege, werde ich mir den Achtzehntelstunden, nach dem ich geküßt, nicht kaufen... für das Geld werde ich Solette etwas besonders Schönes schenken. Das soll das Lösegeld für meine Rabierung im Kontrakt sein, wie man sich um 1890 ausdrückte!“ „Unter diesen Bedingungen erteile ich dir im Voraus Absolution. Alle werden zufrieden sein und die Bülle des Optimismus wird in deinem konsolidierten Hausbau aufblühen... Nur noch eine Frage... Wenn hast du für dieses Einlaßgeld ins Auge gefaßt?“

„Die kleine Vils Bouture von der Alhambra. Ich gefalle ihr.“ „Das hat sie mich neulich abends in der Bob's Bar verstreben lassen, als sie mit einer gerösteten Kaffeebohne in den Hastragen schob. Ich werde sie zum Weelend nach Chantilly oder nach Fontainbleau führen... Und dann... Es hat mich gefreut, mein Fräulein!“

Eine Woche später treffe ich André auf der Place Vendôme. „Halt“, ruft er, „Das trifft sich gut... Ich sehe gerade zum Suweiler.“

„Du schwarzer Schurke! Hoff du den Klan ausgesüht?“ „Na und ob! Dafür werde ich ekt auch mein man culpe bei Ben Moise beten... Komm nur mit, mein Kleiner, du kannst mir gut raten.“

Wir gingen in den Laden. Man bereite auf dem granatfarbenen Saal tausend und mehrere kostbare Kleinigkeiten vor uns an. André war Armabänder, Anhängen, Ringe in der Hand. Lange sägerten wir.

„Würdest du diesen Solitär oder diese Schmiedehöhle mit Smaragden und Brillanten wählen? fragte André.“

Ich entschied mich für den Solitär. André sog die Puderdose vor. Herr von Wolle schlug einen Anhänger, der noch 6000 Franken mehr kostete, vor. Wir ließen das Los entscheiden. André kaufte die Puderdose, übergab dem Suweiler einen Scheck und sagte im Hinausgehen:

„Hör einmal, frühstück doch Dienstag bei uns... Solette kommt Montag aus Périgueux zurück. Ich werde das Zubehör unter ihre Serviette legen und du wirst Zeuge ihrer Freude sein.“

„Auf mich kannst du zählen. Also Dienstag um ein Uhr.“

„Glückliche kleine Solette! Weißt du, ich habe doch einige Gewissensbisse darüber gehabt, daß ich sie gerade in der Zeit betrogen habe, in der sie unter dem elterlichen Dache ihre rheumatische und wenig heitere Mutter pleaste. Aber Schluss damit. Ich werde meine verzeihliche Sünde aberbüßeln haben, denn die Puderdose ist wirklich entzündend, nicht wahr?“ Der Halbzreis von Smaragden und Brillanten wirkt prächtig. Solette wird begeistert sein. Und schließlich ist das Ganze eine kurze Frage, die bereits in der Ewigkeit verlungen ist.

„Ein Garnichts mein Lieber! Alle Tage wiegt sich die Welt nach diesen kleinen Melodien und wird dadurch nicht an ihren Umdeutungen gehindert.“

Am folgenden Dienstag läutete ich pünktlich ein Uhr an André's Tür, in der Rue de Valenciennes. Hier demohnt er ein mit Geschmack möbliertes Appartement. Das Hausmädchen führte mich in den Salon der gnädigen Frau.

„Sieh da!“ rief Solette im immergrünen Rokoko... „Wie geht es Ihnen, lieber Freund? Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Bereiten Sie meinen etwas ungenierten Anzug, aber es ist so fürchtbar warm... und dann hat mich diese Reise sehr ermüdet...“

Wir schwätzten zu dreien, André, Solette und ich. Dann gingen wir ins Speisezimmer. Meine Neugier war ermaßt. Ohne daß ich dafür konnte, warf ich einen verstoßenen Blick auf Solette's Teller und sah ein Paletchen unter der Serviette versteckt. Was wird sie sagen? Wie wird sie auf dieses kostbare Geschenk reagieren? Zweifellos wird sie große Zufriedenheit äußern. Denn schließlich wäre es doch unzuverlässig, wenn sie diesem unerwarteten Geschenk eine verdächtige Bedeutung beimessen würde, oder angesichts der Großmut ihres Gatten einen Hintergedanken vermuten sollte.

„Auf, zu Tisch“, rief André munter. „Zu Tisch, Solette ich habe Hunger.“

André setzte sich. Solette setzte sich. Ich folate ihrem Beispiel. André spähte auf jede Bemessung seiner Frau... Ich tat das gleiche.

Selbstverständlich falkete sie ihre Serviette auseinander und fuhr vor dem Paletchen zurück, das da in Seidenpapier mit einem Band umwickelt lag.

„Ich einmal an... Ein kleines Geschenk für die liebe Solette...“ Solette öffnete das Paletchen und ariet in Beachterung. Sie schob das Paletchen an goldenen Ketten hin und her und bewunderte es ausgiebig. Dann sah sie André schief an, ohne ein Wort zu sagen. André faltete, seinen Erfolg genießend nunmehr seine Serviette auseinander und fuhr seinerseits zurück. Auch unter seiner Serviette befand sich eine kleine Schachtel, in Seidenpapier und mit Aufhängen.

„Was ist denn das?“ fragte er erstaunt. „Er öffnete das Paletchen und zog ein goldenes Zigarettenetui mit seinem Namensschloßchen in der Ecke, heraus. Er sah Solette an, die mir schmeichelnd ins Gesicht blühte. Die unschätzbare Spinne Verlegenheit moß ihr unzerstörbares Netz zwischen uns. Ich wana mich zu scherzen: „Hier ist wahrhaftig ein Hausstand, wie man ihn nicht oft findet. Der gleiche hübsche Gedanke zur gleichen Minute. Ihre Puderdose, liebe Solette, ist ein kleines Wunderwerk und nun gar deine Zigarettenboxe, André, sie ist wirklich künstlerisch... Ich arme, alter Junggeselle werde leider niemals solche Freuden kennenlernen.“

Wir gingen zu frühstücken an. Die Luft im Speisezimmer war schwül. André und Solette sprachen aus Höflichkeit mit mir. Doch wachte ich wohl, daß sie zwischen sich das Gespenst des Zweifels mit seinen meergrünen Augen lauern haben.

(Aut. Ueberf. von A. Ronen.)

Wo der Pfeffer wächst

(„Das Bagno ist die Hölle“ — Noch immer Frankreichs Verbredertolonien)

Obwohl die französische Regierung die langsame Auflösung der Kulturhande der Verbredertolonien in Aussicht gestellt hatte, ging er kürzlich wieder ein neuer Transport nach den Teufelsinseln. In der ganzen Welt ist die schlimmste Verwünschung „ins Land, wo der Pfeffer wächst“, die Verwünschung der Verbannung. Immer wieder glaubt man, die Verbannung, wie sie Frankreich mit seinen Verbredern läßt, sei lediglich eine Maßnahme der Zurechtbringung, der Behlenden, von der Gesellschaft und ihrer Ordnung, die vor dieser Gefahr bewahrt werden muß. Man träumt dabei von der Insel Elba und St. Helena, sieht einen Mann mit Dreifisch und Käsemantel über die altsendende Meeresschlänge hinweg der untergehenden Sonne nachstehen.

In Wahrheit sieht es anders aus. In fällt der Dreifisch und der Käsemantel, da fällt die Kose der Wchmu, da fällt alle Zuil, da entleert natürliche Freiheit, grauamster Untergang des Menschstums. Frankreichs bedeutender Journalist Albert Londres hat mit einem gewaltigen Aufsatze seines Buches über das Bagno, über die Inseln und das Gestirbe der französischen Verbredertolonie in Südamerika nicht nur das ganze denken, verantwortlich denkende Frankreich, sondern die ganze Welt aufmerksan gemacht auf diese Schande der Menschheit des 20. Jahrhunderts.

Vor der Küste Französisch-Guayanas, an der Nordküste Südamerikas, liegen die drei Inseln der Deportierten, die Inseln des Schredens, des Grauens, die Inseln der Qual, der Verliertheit, der rettungslosen Menschenvernichtung. Ihr Name, der einst „Insel des Heils“ war, ist fast vernehen. In ihre Stelle ist der Name der einen, der fürchtbarsten, der „Teufelsinsel“ getreten. Niemand in Frankreich kennt die Inseln des Heils, aber den Schauer der Teufelsinseln, den kennt man. Und so sind auch die Namen der anderen Inseln, der Kommissar und der Insel St. Joseph kaum bekannt. Diese Inseln der Verbannung, diese Strafolonien, können nur den einen Namen: „Teufelsinseln“ tragen. Von dem gesundheitsvernichtenden Klima bis zu den nachstürzenden Todesellen, von der Grausamkeit der Wächter, die meist selbst Deportierte sind, bis zur bestialischen Wildheit der aller Hoffnung beraubten, von der dramatischen Härte des Gouverneurs und seiner Beamten bis zu den Qualen der Arbeit in Stilmörs und heißem Wüstenlande, von der erschütternden Wucht der Einsamkeit bis zur niederdrückenden Gefühlslosigkeit der ewigen Vernichtung sind hier alle Mittel verammelt, mit denen ein Mensch der letzten Reite seines Menschentums beraubt werden kann. Auch die Küste selber gehört zum Bagno, gehört mit zur französischen Verbredertolonie. Aus Londres Buch wissen wir, daß es hier eher noch schlimmer als auf den Teufelsinseln ist. Hier werden die Sträflinge zum Kultivieren des Bodens benutzt, zum Trockenlegen der unendlichen Sümpfe Guayanas, zum Roden des Urwaldes, zur Bekämpfung der Wüstenkreben. Unter freiem Himmel, den Stichen der giftigen Moskitos ausgefetzt, ohne Dede, ohne Zelt, kampieren sie im Freien in den oft eiskalten Nächten, die den glühendheißen Sommertagen folgen. Die ungeschützten, nackten Hüte von Sandfäßen und anderem Unaciefer bis zur blutenden Wundtheit zerstreuen, auf stuben- und tagelangen Märgen, ohne Wasser, fast ohne Nahrung am Rande des Wegs niederstinkend. Wer zugrunde geht, geht zurunde. Raum, daß jemand seine Gebeine verscharrt. Raub und Mord sind an der Tagesordnung, und obwohl schwerste Einzel- und Kerkerhaft jeden Mordverbruch bedroht, obwohl es fast aussichtslos ist, lebendig durch die unendlichen Sümpfe Französisch-Guayanas zu kommen oder an der Küste ein Boot zu finden und auf diesem sich den Ge-

„Hier ist wahrhaftig ein Hausstand, wie man ihn nicht oft findet. Der gleiche hübsche Gedanke zur gleichen Minute. Ihre Puderdose, liebe Solette, ist ein kleines Wunderwerk und nun gar deine Zigarettenboxe, André, sie ist wirklich künstlerisch... Ich arme, alter Junggeselle werde leider niemals solche Freuden kennenlernen.“

Wir gingen zu frühstücken an. Die Luft im Speisezimmer war schwül. André und Solette sprachen aus Höflichkeit mit mir. Doch wachte ich wohl, daß sie zwischen sich das Gespenst des Zweifels mit seinen meergrünen Augen lauern haben.

Sommertage auf der Hochalm

Die kleine Schneegrubenalm, in der ich seit einer Woche haufe, liegt 1700 Meter hoch in den grünen Almmatten der Rittlerkerl Berge, zum nächsten Dorfstramer, Wirtsbaus und Postamt fünf Stunden, seit ich hier bin, sind nur drei Menschen vorbegekomen: Ein Säger, der in sein Gamszeiger hinaufsteigt, ein Hirte von der Nachbaralm und ein alter Kräuterfammer — ich schwelge in dieser urzeitlichen Einsamkeit!

Meine Gastgeberin ist die Moißl, ein herbköchiges, sonnenbranntes Bergweib, das in bunt gekleideten Männerhosen und Holzpantoffeln herumspoltert. Die diplomatischen Verhandlungen wegen Nahrung im Heu und Verpflegung stehen anfangs auf einigen Widerstand, den ich durch ein für diesen Zweck vorbereitetes Gastgeschenk — ein Pfund verführerlich duftender Bohnenlaffe — leicht brach. Inzwischen sind wir die besten Freunde geworden. Moißl bringt mir am Morgen einen aröben, irdenen Topf mit Milch, Schwarzbrot und gelbe Almbutter, das behagliche Mittagsessen wird durch meinen Konservenvorrat ergänzt, am Abend rauchen riesige Specknadel, Salzburger Nodel oder ein bonnigebler Schmarzn in der verräucherten Pfanne, ich hode mit dem blonden Lois, dem Sohn der Moißl, am Rande der Steingrube, in der das offene Feuer prallt, schäbe Käsehäse in die Glut und finde bei dem Gedanken an Gasberde und elektrifische Degen die feinstetische Art zu lachen einfach prächtig — trotz des heisenden Holzraudes, der über die geschwürzten Kallen durch das Dach entweicht. Nach dem Abendbrot sitzen wir vor der Hütte, bis die Gletscher verglänzen und die ersten Sterne aufblitzen. In der Finsternis klettere ich über eine mackelige Leiter auf den Seuboden, breite meine Dede in dem weichen, duftigen Verabeu aus, höre nun draußen noch eine Weile das schlürfrige Brüllen der Kühe und leises Säusen des Bergwindes und schlafe ebeno aut wie in dem schönsten Messingbett.

Am frühen Morgen — die Holzpantoffeln der Moißl sind ein fräntiger Weder — eine Wanderung zu dem tiefblauen, kleinen Mittersee, der wie ein leuchtender Sanbir zwischen den Abhängen des Schaffedelfars schimmer. Nach einem löstlichen, eiskalten Bad liege ich auf den titanenhaft aufkommeneuästen Steinblöden, genieße Höhenjonne, Oon, blauesten Himmel, wilde Bergfreunde und tiefste Einsamkeit und nur das helle Pfeifen der Murmeltiere, Ziegegemeder, miunter ein Habichtsdrei unterbricht die Stille. Oder ich steige über schmale Wildsteige auf die Spitze des Kröndhorn, von der ich den trotigen Kaiser, Watzmann, Hochföns, die blinkenden Gletscher der Tauern und wilden Baden der Zillertaler Riesen — das ganze, herrliche Panorama der Alpenwelt immer wieder wie ein neues, großes Wunder besaune. Die dünne, blaue Rauchsäule über dem Dach der Schneegrubenalm, die tief unten, löfle mit aus der gemeinsamen Milchschüssel, lode mit das Zeichen für den Mittag. In einer knappen Stunde bin ich unten, löfle mit aus der gemeinsamen Milchschüssel, lode mit eigenhändig ein Konserbengulas oder Wiener Würstchen, welche die Moißl verschmückt, wozegen der Lois die doppelte Portion verschlingt.

Heute nachmittag ist der Sohn des Almbauern von Sopfgarten herangekommen, mit einem schweren Kufack voll Mehl, Brot, einer Schachtel Zigaretten für Lois und meiner Post. Zeit fike ich auf der breiten Bank im Korbau der Hütte und habe gemächlich die Bettungen der vergangenen Woche gelesen: Retordflüge über Weltteile, nächtliche Lodschläge in Großstädten, Berichte über errege politische Konferenzen, Strandfeste und Modeshauen — und diese ganze Welt voll fast, rasender Jagd nach Gewinn und Genuß, diese große Welt der Eintaagsstationen wird hier in meiner hohen Einsamkeit völlig fremd, unbegreiflich und fast lächerlich.

Ich lese meine Post zur Seite und betrachte andächtig ein ungebeures Schauspiel: Seit dem Mittag bollen sich graue Wolken